

HELDEN

## Das kannst du auch!

Kino, Werbung und YouTube verkaufen uns jeden Tag neue Helden und reden uns ein: Jeder kann alles erreichen, wenn er nur will. Unser Autor Maximilian Probst ärgert sich über den Aufmarsch der falschen Heroen. Sein Großvater hat wirklich Großes gewagt.

VON Maximilian Probst | 18. Juli 2013 - 08:00 Uhr

Ich habe Angst vor Geschichten. Es muss irgendwann in den neunziger Jahren gewesen sein, ich ging damals noch zur Schule. An einem Spätnachmittag im Sommer saß ich an der Elbe und blickte hinaus auf den Fluss. Neben mir saßen ein Freund und das Mädchen meiner Träume. Das Mädchen erzählte eine Geschichte, irgendeine, ich habe sie längst vergessen. Wort für Wort aber erinnere ich mich daran, was es dann sagte: "Erzählt ihr mal was. Ganz spontan. Was euch einfällt."

Mir drückt etwas den Hals zu. Ich höre, wie der Freund gut gelaunt Wörter aneinanderreihet, aber ich verstehe kein einziges davon. Ich weiß, dass gleich, wenn er zum Ende kommt, ich an der Reihe bin. Dann ist es so weit, und ich schweige, bringe keine Silbe über die Lippen. Den Blick auf den Fluss, der träge vor mir liegt, gelbbraun unter dem ewig grauen Himmel, die Elbe bei Hamburg.

Warum erzähle ich nicht einfach irgendetwas? Warum fällt mir bis heute nichts ein, wenn ich eine Geschichte erzählen soll? Warum dehnt sich dann in meinem Kopf eine Leere, die Schwarze Löcher schlucken könnte?

Auch mein Vater hat nie viel erzählt. Vielleicht, denke ich mir, weil sein Vater Geschichte geschrieben hat, wie man so sagt, weil er Teil einer Geschichte ist, an die wir voller Stolz im Stillen denken, tagein, tagaus, und die uns unsagbar schmerzt, meinen Vater sicher noch viel mehr als mich.

Einmal, ich war gerade aufs Gymnasium gekommen, bat mich eine Lehrerin, die Geschichte meines Großvaters zu erzählen. Ich begann zu sprechen, brachte zwei, drei Sätze zustande, stockte, dann flossen meine Tränen und wollten nicht mehr aufhören zu fließen.

Nein, ich mag es nicht, Geschichten zu erzählen. Nur: Wer heute keine Geschichten erzählen kann, ist verloren, nicht nur, wenn er Journalist ist wie ich.

Moderne Werbespots zeigen uns keine Produkte – sie erzählen uns Storys von Menschen und Handys, Menschen und Autos, Menschen und Biersorten.

Ein Kosmetikhersteller wie Beiersdorf – ein beliebiges Beispiel für ein großes Unternehmen – arbeitet nicht nur an immer neuen Formeln für Cremes und Lotionen, die

alle ihre eigene Geschichte haben. Die Firma arbeitet auch an internen Newslettern, Filmen und Webcasts, in denen es um die Geschichten und Erfahrungen der Mitarbeiter geht. Sie alle sind Teil der großen Beiersdorf-Story.

Wahlkampfstrategen stellen Politiker so dar, dass in den Köpfen der Wähler eine Geschichte entsteht – zum Beispiel die vom nüchternen Experten, der mit seinem Sachverstand das Land rettet.

Sheryl Sandberg, die Facebook-Geschäftsführerin mit je zwei Harvard-Abschlüssen und Kindern, referiert über den neuen Feminismus, indem sie Anekdoten erzählt, etwa darüber, wie sie als Mädchen *bossy* genannt wurde – herrschsüchtig –, während Jungs so etwas nie zu hören bekommen hätten.

Rentner beauftragen Biografen damit, die eigene Lebensgeschichte zu Papier zu bringen und so aus ganz gewöhnlichen Lebenswegen große Erzählungen zu machen. Und die Jüngeren schreiben auf Facebook sowieso die Chronik ihres Lebens, die jeden Tag immer ausufernder, immer länger wird.

Geschichten, überall Geschichten, die für Umsatz sorgen, die Macht verleihen, die Anerkennung aussprechen.

Ich bin Journalist. Ich sollte wissen, wie man eine gute Story macht. Aber etwas sträubt sich in mir.

Deshalb sitze ich jetzt hier, in diesem Seminarraum der RTL-Journalistenschule in Köln, gemeinsam mit sechs Frauen und zwei Männern, und starre auf einen Flachbildschirm an der Wand, auf dem in Großbuchstaben der Satz leuchtet: "Geschichten machen erfolgreich".

Vor den leuchtenden Buchstaben sitzt Uwe Walter: 48 Jahre alt, stämmig, muntere Augen, eine Nase, die sich nicht versteckt, vorgeschobene Brust, der ganze Körper eine Bewegung nach vorn. Walter ist Berater praktisch aller deutschen Radio- und Fernsehsender, außerdem vieler Drehbuchautoren, Zeitungsredaktionen, Werbeagenturen und PR-Fachleute. Er nennt sich "Storytelling-Coach".

Walter glaubt, dass er das Rezept für eine gute Geschichte kennt. Er will es uns verraten.

Auf unserer gemeinsamen Suche nach der guten Geschichte, die nun beginnt, kann man – sagt Walter – bei Adam und Eva anfangen. Die Bibel lässt sich ja nicht nur als Wort Gottes lesen, sondern auch als eine Ansammlung spannender Storys von Noah, Salomon und Moses. Oder man beginnt bei der Geschichte vom babylonischen König Gilgamesch, der teils Mensch, teils Gott war, über die Stadt Uruk herrschte und allerlei Heldentaten vollbrachte. Oder bei der ebenfalls uralten Erzählung vom indischen Gottessohn Arjuna, der einen heldenhaften Kampf gegen eine verfeindete Familie kämpft. Oder bei der

Legende vom assyrischen Machthaber Sargon, dem es gelang, im alten Mesopotamien ein Reich von bis dahin ungekannter Größe aufzubauen.

Diese jahrhundertealten Mythen wurden zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Kulturen in unterschiedlichen Teilen der Welt aufgeschrieben, von Menschen, die sich nicht kannten. Trotzdem ähnelt sich die Struktur all dieser Erzählungen auf verblüffende Weise.

Immer geht es um eine zentrale Hauptfigur, die eine wechselvolle Entwicklung durchläuft, die Rückschläge einstecken muss, Enttäuschungen erlebt, Schwächen zeigt, aber an ihren Aufgaben wächst. Am Ende wird aus ihr das, was von Anfang an in ihr geschlummert hat: ein Held.

Buddha muss erst aus dem väterlichen Palast ausbrechen, Frau und Kind zurücklassen, sechs Jahre lang durchs Land irren und vergeblich bei verschiedenen Lehrern nach Erleuchtung suchen, ehe diese ihm unter einer Pappelfeige zuteilwird. Moses hat es auch nicht einfach. Als Säugling auf dem Nil ausgesetzt, wächst er bei der Tochter des Pharaos auf, muss aber fliehen, nachdem er einen ägyptischen Aufseher erschlagen hat. Gott gibt ihm den heiklen Auftrag, nach Ägypten zurückzukehren – und Moses wird zum großen Befreier des jüdischen Volks.

Noah, Moses, Gilgamesch, Arjuna, Jesus von Nazareth: Offenbar ist der Mensch besonders empfänglich für eine bestimmte Art von Geschichten. Offenbar sind sie in genau dieser Form entstanden und wurden so erfolgreich, weil sie bestimmte Kernbedürfnisse des Menschen erfüllen.

Es wird still im Raum, und Uwe Walter erzählt uns von einem Mann, der glaubte, die DNA der Mythen – aller Mythen – entschlüsselt zu haben. Der Mann war Amerikaner und hieß Joseph Campbell. 1949 erschien sein Buch *Der Heros in tausend Gestalten*. Campbell zufolge lautet das Muster aller Heldengeschichten in etwa wie folgt: Ruf zum Abenteuer, Aufbruch, Begegnung mit einem Mentor, Gefährten finden, erste Prüfung, Entscheidungsschlacht, Rückkehr, bereichert um das, was auf dem Spiel gestanden hat. Buddha findet die Erleuchtung, Jesus sitzt zur Rechten Gottes, und Gilgamesch gewinnt immerhin die Erkenntnis, dass nur große Taten ihm Unsterblichkeit gewähren.

Im Grunde ist die Reise des Helden immer dieselbe. Wie eine Uhr, wie der Jahreskreis folgt sie einem vorgegebenen, immer gleich bleibenden Rhythmus, und wie die Uhr, wie der Jahreskreis ergibt auch die Heldenreise am Ende einen geschlossenen Kreislauf.

Campbells Modell ist bestechend einfach und eingängig. Man kann es benutzen, um alte Geschichten zu verstehen oder neue zu schaffen. Hält man sich an Campbell, sagt Walter, entsteht eine Story, die den Leuten in den Kopf fährt und dort hängen bleibt – egal, ob es die Geschichte des neuen Mercedes-Modells ist oder die des ersten schwarzen Präsidentschaftskandidaten.

In Hollywood ist Campbells Buch noch heute ein Bestseller.

Spätestens als Walter von Hollywood erzählt, hängen wir neun im Seminarraum an seinen Lippen, bereit, ihn selbst zu unserem Helden zu machen, wenn er uns nur das Geschichtenerzählen beibringt.

*Krieg der Sterne, Harry Potter und Der Herr der Ringe* – alles Heldenreisen, alles Geschichten, die eine Transformation beschreiben. Walter sagt, uns faszinierten diese Geschichten, weil in Wahrheit jeder von uns transformiert werden wolle. Jeder von uns hege im tiefsten Inneren den Wunsch, sich zu verändern, auszubrechen aus dem alten Trott. Jeder will ein Held sein. Sagt Walter.

Auch ich? Walter redet und redet, die Belüftungsanlage säuselt, und ich fange an zu zweifeln. Überall rufen Helden uns zu: "Komm schon, sei auch einer!" Der Ruf zum Abenteuer schallt uns entgegen, wohin immer wir uns wenden.

Der YouTube-Star Psy, der mit seinem Gangnam Style weltbekannt wurde, scheint mit seinem Gewackel nichts anderes zu sagen als die Videospelfigur Super Mario, die auf der Suche nach einer entführten Prinzessin durch schier endlose Welten hüpf und Kämpfe bestehen muss.

Der Baumarkt Hornbach wirbt mit einem Spot, in dem zu bombastischer Musik ein bärtiger, schwitzender Mann nicht weniger als eine Welt erschafft – und am Ende wird der Slogan eingeblendet: "Und jetzt du!"

Helden über Helden, die mir sagen sollen: Trau dich. Doch irgendwie *kommt es mir vor, als habe es nichts mit mir zu tun.*

Walter erzählt von einer Umfrage, die ein neues gesteigertes Interesse an der eigenen Person zu belegen scheint. 1953 stellte der Bayerische Rundfunk die Frage: "Bist du wichtig?", worauf 12 Prozent mit Ja antworteten. 2007, dieselbe Frage: 88 Prozent Jastimmen! Ebenfalls 1953, fällt mir dazu ein, war es nur der polnische Schriftsteller Witold Gombrowicz, der in seinem Tagebuch notierte: "Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Donnerstag Ich". Heute haben wir Facebook. Heute haben wir YouTube. Heute haben wir Castingshows. (Erinnern Sie sich noch an Susan Boyle, die arbeitslose, übergewichtige Teilnehmerin von *Britain's Got Talent*, die nie Gesangsunterricht genommen hatte und 2009 zum internationalen Star wurde?)

Dass heute alle Helden sein können und so viele es wollen, hat natürlich damit zu tun, dass unsere Gesellschaft uns immer weniger mit fixen Lebensmodellen versorgt. Früher gab es den Clan, die Familie, die Stände. Es gab die Tradition, und wer eine Tradition hat, braucht keine Transformation. Er fühlt sich aufgehoben dort, wo er ist.

Wobei: Je länger eine Tradition besteht, umso mehr gerät in Vergessenheit, dass auch sie irgendwann einmal neu entstanden ist. Traditionen begründen Identitäten: den Bauern, den Handwerker, den Händler, die irgendwann absolut naturwüchsig erscheinen. Dabei war der erste Bauer, der erste Handwerker, der erste Händler: ein Held. Und jetzt also – wir. Marlies, Ariane, Janina, Martina, Frauke, Philip, Kathrin, Daniel – und ich.

Jetzt, da wir wissen, worum es beim Erzählen von Geschichten – von Heldengeschichten – geht, bittet Uwe Walter uns, uns einander vorzustellen, und zwar nicht mit den üblichen trockenen Fakten, sondern mit kleinen Anekdoten. Besondere Schwierigkeit: Wir sollen auch Probleme erwähnen, wenn es geht, sogar, und sei es symbolisch, den Tod, der macht die besten Storys.

Wir tauchen ein in neun Leben.

Meine Kurskameraden erzählen locker und selbstbewusst. Offenbar fällt ihnen sofort was ein. Dass ihre Geschichten sehr persönlich sind, scheint keinen von ihnen zu stören.

Marlies, Medienforscherin, erzählt von ihren geschiedenen und ständig neu liierten Eltern und dass sie selbst ihren Freund aus Schulzeiten geheiratet habe – als eine Hochzeitslocation gefunden war, in der die verfeindeten Eltern gemeinsam feiern und sich zugleich aus dem Weg gehen konnten.

Ariane, PR-Frau bei einem in negative Schlagzeilen geratenen Unternehmen, erzählt, wie sie bei einem Branchentreffen die Bühne betrat – und vom ganzen Saal ausgepiffen und ausgebuht wurde.

Janina, ebenfalls in der Öffentlichkeitsarbeit, erzählt, wie sie zwei Jahre lang Tag für Tag morgens um halb fünf aufgestanden ist, um vor der Arbeit an einem Roman zu schreiben – und wie sie zusammengebrochen ist.

Frauke erzählt, wie sie als Kind in einem strengen Pfarrhaushalt aufwuchs, besondere Bewunderung aber für die Protagonistin einer Haarspray-Werbung hegte, die mit perfekter Frisur aus der Concorde stieg – und wie sie selbst Society-Reporterin wurde.

Walter wird später sagen, dass all diese Geschichten typisch seien. Heldenreisen, die vom Erwachsenwerden handeln, in denen es immer wieder um eine der zwei zentralen Fragen geht: Finde ich die Frau oder den Mann meines Lebens? Finde ich den Beruf, der mich erfüllt? Und dass dabei immer die Frage im Raum stehe: Handle ich selbst – oder bin ich fremdbestimmt? Entscheide ich – oder akzeptiere ich bloß, was von außen kommt?

Ich bin dran. Ich will mir Mühe geben, etwas Ernsthaftes zu sagen. Aber ich spüre ein nervöses Zucken um den linken Mundwinkel und ein Zwicken in der Brust.

Ich sage kein Wort von dem eigentlichen Drama, nichts von meinem Großvater, nichts von seinem Tod und auch nichts von meiner Hemmung, frei von der Leber weg zu

erzählen. Die Geschichte, die ich auskrame, ist ein Ablenkungsmanöver, ein Konstrukt: Ich schwadroniere, dass es mich schmerzt, noch immer in Hamburg zu leben, weil ich mich nicht getraut habe, mit meiner Frau und meinen Kindern nach Rom überzusiedeln, wozu wir nur noch den Mietvertrag hätten unterschreiben müssen, der bereits auf unserem Tisch lag. "Rom oder Tod", das alte Motto des italienischen Freiheitshelden Garibaldi.

Ich rede und rede, und mir kommen meine Worte immer leerer vor und der Begriff "Held" immer lächerlicher.

Kann es sein, dass es in Wirklichkeit Helden gar nicht mehr gibt? Dass wir in einer "postheroischen Gesellschaft" leben, wie das Stichwort dazu lautet? Unter diesem Begriff fassen Soziologen und Politologen Gesellschaften zusammen, in denen sich, wie in der unsrigen, hoher Wohlstand mit geringer Geburtenrate paart. Verglichen mit Gesellschaften, die sich durch hohe Geburtenraten auszeichnen, verkörpert jedes Kind in der postheroischen Gesellschaft dem Militärstrategen Edward Luttwak zufolge "einen sehr viel größeren Teil des emotionalen Kapitals einer Familie". In Wohlstand eingebettet, so geht das Argument, haben die Angehörigen postheroischer Gesellschaften zu viel zu verlieren. Statt sich nach der alten Heldenart einer allgemeinen Sache zu verschreiben, verfolgen sie lieber ihr eigenes Wohl. Auch Angelina Jolie, jüngst zur Heldin stilisiert, weil sie sich die Brüste amputieren ließ, um einem Krebschicksal zu entgehen, auch sie wollte ja nichts anderes als ihre eigene Rettung.

Nein, wir sind nicht von Helden umstellt, sondern von einem Narrativ, von einer Erzählform umzingelt. Um diese Erzählform zu kennzeichnen, könnte man den Begriff des "Pop-Heroismus" heranziehen – ein Heroismus, der ohne Heldentum auskommt, ein Heroismus, der als eine Figur der Selbstverwirklichung konzipiert ist. Der Pop-Heroismus leitet dazu an, etwas zu erobern, sich zu nehmen, was man kriegen kann – statt das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass der Held immer der ist, der gibt. (Hemingway wusste davon noch, als er sagte: *Winner take nothing*.) Ein wahrer Held zu sein ist eine Gabe, die nicht selten die Form eines Opfers annimmt. Der große niederländische Historiker Johan Huizinga definierte Heroismus als "ein erhöhtes persönliches Bewusstsein, berufen zu sein, unter Einsatz aller Kräfte bis zur Selbstopferung mitzuwirken an der Verwirklichung einer allgemeinen Aufgabe".

Was aber bleibt davon, wenn man, sagen wir, Sportler, die um Titel und Trophäen kämpfen, als Helden bezeichnet? Wirkt etwa die Tennisspielerin Sabine Lisicki an einer allgemeinen Aufgabe mit, wenn sie in Wimbledon über den Rasen fegt?

Wenn uns die Heldenreise in Wahrheit einen leeren Pop-Heroismus unterjubelt – ist sie dann nichts weiter als der Versuch, mit einer großen Vokabel ein oft recht kleinliches Streben nach persönlichem Erfolg zu legitimieren? Ist sie ein süßes Gift, das uns benebelt und so die wirklich wichtigen Dinge vergessen lässt?

Uwe Walter ist vom Gegenteil überzeugt. Er glaubt an die heilende Kraft von Heldengeschichten.

Er glaubt wie Campbell, dass Geschichten mehr sind als Fiktionen für den Ausklang des Feierabends. Dass wir alle auf der Heldenreise sind, nicht nur von ihr lesen. Dass wir nach dem Rezept des Mythos leben sollten, wenn wir unser Menschsein voll ausschöpfen wollen. Campbells *Der Heros in tausend Gestalten* ist für Walter ein Drehbuch des Lebens.

Warum etwa hat Sabine Lisicki das Finale in Wimbledon verloren? Nach Campbell müsste man sagen: weil sie innerlich noch nicht so weit war. Weil sie vielleicht noch etwas Verdrängtes aufarbeiten muss. Aber dieser Rückschlag, den sie jetzt wegstecken muss, wird sich nach der Lehre der Heldenreise noch als notwendige Stufe für Lisicki erweisen. Sie muss noch lernen, ihr heldenhaftes Potenzial voll und ganz zu nutzen. Und der Tag wird kommen, an dem sie triumphiert.

Auch für uns Teilnehmer des Seminars hält Campbells Heilslehre eine frohe Botschaft parat. Die ausgebuhte PR-Frau Ariane wird noch für ihr Firmenmagazin gefeiert werden, Janina, die bislang verhinderte Schriftstellerin, den Bachmann-Preis gewinnen, und ich werde eines Tages zweifellos in Rom residieren.

Das sind die guten Aussichten am Ende des Seminartags, den wir in einem gediegenen, leicht schummrigen Restaurant am Rhein ausklingen lassen. Walter sprudelt noch immer, seine Kraft scheint nie zu versiegen. Ich hänge angeschlagen in den Seilen.

"Du bist auch eher der schweigsame Typ, was?"

"Kann sein. Aber was sollte ich auch erzählen?"

"Jeder hat was zu erzählen."

"Tja, nur in meinem Fall nichts, was andere unbedingt interessieren müsste."

"Ach was. Dein Leben? Das ist der Hammer! Ja, ist doch so, oder?"

"Ich weiß nicht."

Nach dem zweiten Bier erwacht aber etwas in mir, und wir diskutieren noch lange darüber, wie das sei mit dem Helden und dem Ruf zum Abenteuer – wie man je erkennen kann, ob der Ruf zum Abenteuer der richtige ist oder ob nicht vielmehr der Zufall unsere Schritte lenkt. Ob es nicht manchmal richtig sein kann, nicht aufzubrechen, zu Hause zu bleiben, etwas fortzuführen, das andere begonnen haben, oder einfach nichts zu tun, abzuhängen: in maximaler Entfernung zu dem, was eine sinnvolle Story zu ergeben scheint.

Mir kommt der Gedanke, dass es kein Zufall ist, dass gerade jetzt die Auffassung populär wird, wir alle seien Helden. Vermehrt werden Menschen in die Selbstständigkeit entlassen,

soziale Sicherungen und staatliche Förderleistungen abgebaut – und all diesen Leuten kann man nun sagen: "Ihr seid Helden, ihr kommt schon durch!"

Das Heldenkonzept hat auch eine zynische Komponente.

Ja, wenn es Chancengleichheit, wenn es für alle ideale Startbedingungen gäbe, dann könnten wir zustimmend einen Satz von Joseph Campbell zitieren: dass für denjenigen, der sucht, sich Türen öffnen werden, wo er sie nicht vermutet hätte. Aber hier, bei uns? Ist es nicht heute vielmehr so, dass viele junge Leute in Europa, ganz zu schweigen von Amerika oder den Entwicklungsländern, genau wissen, wo die Türen sind, aber man sie ihnen vor der Nase zuschlägt? Ist es nicht so, dass die Heldengeschichten Hollywoods all diesen Leuten gleichsam beim Straucheln noch nachtreten mit dem bösen Satz: Du hättest ein Held sein können, bist es aber nicht, selber schuld!

Das sind meine Einwände gegen das Heldengerede, vom ersten Bier mit Walter bis zum fünften. Bei Bier sechs denke ich, dass es auch etwas Gutes hat, wenn man sich zutraut, ein Held zu sein. Es ist wichtig, sich als wichtig zu empfinden. Gerade in unserer Zeit, in der sich das Prekariat immer weiter ausdehnt. Ein großes Selbstwertempfinden ist die Voraussetzung dafür, Ansprüche zu artikulieren, angemessene Bezahlung zu fordern, statt mit einem Hungerlohn dahinzudümpeln, während anderswo ein paar Hasardeure, mit Hyper-Egos ausgestattet, satte Gewinne einstreichen.

Die Frage, die Walter immer wieder stellt, "Entscheidest du – oder akzeptierst du nur, was von außen kommt?": Man stelle sie einmal im Chor. Dann würde es in unserer ausgehöhlten Demokratie donnern, dass die Macht- und Finanzeliten im Lande nur so schlottern müssten. Entscheiden wir? Oder akzeptieren wir bloß passiv, was von außen an uns herangetragen wird? Was uns aufoktroziert wird unter dem Label "alternativlos", weil "Sachzwang"? Könnte die Rhetorik der Heldenreise nicht aus der Gesellschaft der Singularitäten ein revolutionäres Subjekt machen? So wie das gerade rund um den Globus in den Metropolen geschieht, sei es auf den zentralen Plätzen in Kairo und Istanbul oder in den Bankenvierteln von New York und Frankfurt?

Fragen über Fragen.

Und was sagt Walter dazu? Dass ich mich nicht auf die Heldenreise einließe. Dass ich mich nicht entscheiden könne. Dass ich ein Mensch aus Papier sei, ein Grübler und Zweifler. Dass ich keine Eier hätte. Dass ich ein Würstchen sei.

Das ist natürlich eine Provokation. Walter versucht alles, um aus mir doch noch den Helden herauszukitzeln, eine Geschichte.

Als es auf Mitternacht zugeht, verlassen wir das Restaurant, Walter geht auf sein Zimmer. Ich laufe auf die Hohenzollernbrücke zu, die in direkter Linie auf den Kölner Dom zuführt, wie immer eingerüstet, die ewige Baustelle. Ich denke an Dinge, an die ich gelegentlich in meinem Leben denke. An den Romantiker Friedrich Schlegel, der gesagt hat, es sei ebenso



ungünstig, ein System zu haben, wie keins, man müsse sich notgedrungen entschließen, beides zu verbinden. Ich denke an Nietzsches rätselhaften Gedanken, dass wir Geschichten erzählen, um unser tiefstes Geheimnis zu bewahren. Und ich denke an Uwe Walter. Ich denke daran, dass ich ihm meine Geschichte nicht erzählt habe. Es ist ja auch nicht meine, sondern die meines Großvaters.

Damals in der Schule, von meiner Lehrerin gebeten, bin ich bis zu der Stelle gekommen, wo Hans und Sophie Scholl am 18. Februar 1943 im Lichthof der Münchner Universität den letzten Packen ihrer Flugblätter hinuntersegeln ließen. Nicht mehr erzählen konnte ich, wie der Hausmeister sie dabei entdeckte, die Türen verschloss, die Gestapo rief und die beiden festnahm. Nicht mehr erzählen konnte ich, dass Hans noch während der Verhaftung einen Papierbogen in kleine Stücke zerriss und unbemerkt entsorgen wollte. Die Gestapo setzte die Papierschnitzel später zusammen. Sie ergaben einen handgeschriebenen Flugblattentwurf, den mein Großvater Christoph Probst geschrieben hatte, um Einspruch zu erheben gegen die Nationalsozialisten und die von ihnen verübten Gräueltaten. Tags darauf wurde er in Innsbruck verhaftet und nach München gebracht. Mit Hans und Sophie wurde er vor ein Schnellgericht gestellt. Er kämpfte im Namen seiner Familie um sein Leben, und auch Sophie und Hans taten ihr Möglichstes, ihn zu entlasten. Es half nichts. Er wurde von Roland Freisler, dem höchsten politischen Richter des NS-Staates, in einem Schauprozess gemeinsam mit den Geschwistern Scholl zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde fast unmittelbar nach dem Prozess vollstreckt. Von seiner Frau und seinen drei kleinen Kindern konnte sich mein Großvater nicht mehr verabschieden. Seiner Mutter schrieb er noch die Worte: "Sag ihnen, daß mein Sterben leicht und freudig war."

Für mich hat es immer nur diese eine wahre Geschichte gegeben. Alle anderen Geschichten, meine zuallererst: Was bedeuten sie daneben? So gut wie nichts. Man wird deshalb verstehen, dass ich abgeneigt bin, das Wort Held inflationär zu verwenden. Ich kann uns alle, die wir nach der Campbellschen Rhetorik auf unseren Heldenreisen unterwegs sind, nicht als Helden betrachten. Ich kann mit den neuen "Helden der Arbeit" und "Familienhelden" nichts anfangen. Heldentum fängt da an, wo wir über den privaten, ja auch über den familiären Bezug hinaustreten.

Und glaube keiner, dass dieser Typus des Helden in unseren postheroischen Zeiten obsolet wird; auch wenn die parlamentarische Demokratie den Wunsch zu legitimieren scheint – hat man erst mal sein Kreuzchen an der gewünschten Stelle gemacht –, sich nur mehr um sein eigenes Wohl zu kümmern: Glaube keiner, dass wir bereits in der besten aller Welten lebten. Auch in unseren postheroischen Gesellschaften wird es noch lange systematisches Unrecht geben, ein Unrecht, das sich nicht bürokratisch regeln lassen wird, ein Unrecht, das immer wieder jeden Einzelnen in die Verantwortung nimmt, selbst zu handeln, gegen die eigene Bequemlichkeit, gegen die Trägheit des Herzens. Insofern wird das Heldentum zeit- und ortlos gültig bleiben. Es fängt immer dort an, wo einer von der eigenen Person absieht

und sich in den Dienst einer Sache stellt, die ihn oft nur mittelbar betrifft: in den Dienst der anderen, der Benachteiligten, Verfolgten, Unterdrückten, Gequälten, Gemordeten.

An dieser Stelle höre ich den postheroischen Einwand, den man mir entgegengehalten wird: Geht es auch eine Nummer kleiner? Sondert man den Helden, wenn man zu große Maßstäbe anlegt, nicht in eine Sphäre folgenloser Verehrung ab? Sollten wir nicht lieber zeigen, dass der Held nur ein Produkt seiner jeweiligen Zeit war, auch nicht anders als du und ich und alle Welt?

So vernünftig das klingt: Das genaue Gegenteil ist der Fall. Der Versuch, wahre Helden von ihrem Podest zu holen, läuft immer auf die Vergewisserung hinaus, dass man so bleiben kann, wie man ist. Erst ein klares Bewusstsein dafür, dass der Held durch seine Tat anders ist als wir, versetzt uns in die Lage, an ihm zu wachsen. Mit den Worten des schottischen Autors Thomas Carlyle: "Ach, fühlt denn nicht jeder aufrichtige Mensch, dass er selbst größer wird, indem er das verehrt, was wirklich über ihm steht?"

Nein, wir sind fast alle keine Helden, ich selbst bin jedenfalls ganz bestimmt keiner. All das, was ich schreibe, kommt mir völlig irrelevant vor, verglichen mit dem, was mein Großvater tat.

Aber darum geht es vielleicht gar nicht. Wir brauchen Helden, doch nicht jeder von uns muss einer werden. Die größte Gabe der Helden, die sie für uns bereithalten, ist doch, dass wir uns an sie erinnern. Und dass uns diese Erinnerung helfen kann bei der alltäglichen Aufgabe, aufrichtig zu leben.

**COPYRIGHT:** ZEIT ONLINE

**ADRESSE:** <http://www.zeit.de/2013/30/dossier-helden>